

Herberge sein inmitten von Armut und Freiheit

Gesellschaftliche Herausforderungen für die Kirchen in Europa

Nicht erst der interne ökumenische Dialog, viel mehr noch die gesellschaftlichen Entwicklungen fordern die Kirchen heraus. Aus der Fülle der Themen werden drei herausgehoben: Armut, die Kultur der Freiheit und spirituelles Nomadentum. Sich ihnen gemeinsam zu stellen, fragt alle Kirchen nach der Kraft ihres Zeugnisses von einem der Welt und den Menschen liebevoll zugewandten Gott.¹

Mitten in dem, was alle pastoraltheologischen und -soziologischen Analysen als einen epochalen Wandel der gesellschaftlichen Stellung der Kirchen beschreiben, gilt es wohl nichts Geringeres, als unseren christlichen Auftrag heute neu zu erfassen. Wieder einmal geht es also darum, dass wir uns neu den alten großen Fragen stellen und wiederum nachdenken über Gott, über den Menschen, über den Wert der Welt. Konkret soll das im Folgenden anhand von drei gesellschaftlichen Herausforderungen geschehen, die ich aus den vielen, vor denen die Kirchen in Europa heute stehen, herausgreife. Aus jedem größeren Themenkomplex werde ich einen Aspekt vergrößern, »heranzoomen«, im Versuch, ihm noch weiterführende Perspektiven abzugewinnen. Ziel ist keine umfassende Analy-

se oder abschließende Bewertung, sondern eine Anregung zum Weiterdenken.

Armut

Die erste große Herausforderung, die nicht übersehen werden darf, ist die Armut. Laut FAO² hungern ca. 900 Millionen Menschen auf dieser Welt und sterben jährlich ca. 13 Millionen Kinder an Hunger bzw. den Folgen von Unternahrung – in der Zeit, die es braucht, um diesen Artikel zu lesen, sind das etwa 740 tote Kinder. Die Schätzungen gehen zwar auseinander; Ärzte ohne Grenzen³ sprechen von einem hungertoten Kind alle sechs Sekunden – aber auch das sind 300 Sterbende zuviel in einer halben Stunde. Dieser Skandal müsste uns alle eigentlich noch viel mehr in Atem halten.

Die Kirchen in Europa dürfen nicht müde werden, immer wieder anzuprangern und im öffentlichen Bewusstsein zu halten, dass es diesen millionenfachen Hunger gibt und die Güter der Welt ungerecht verteilt sind; dass der Hunger vor allem durch Kriege verursacht wird; dass es Hunger und Armut auch in unserem reichen Europa gibt – und ebenso, dass in den letzten Jahrzehnten die Armen ärmer und nur die Reichen reicher

geworden sind. Daran ist die Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte schuld, sagen die einen; sie hat noch Schlimmeres verhindert, meinen andere. Jedenfalls scheint diese Wirtschaftsordnung an einem Ende angekommen bzw. in größerer Veränderung begriffen zu sein. Ob das den Armen dieser Welt helfen und zu mehr Gerechtigkeit unter uns Menschen führen wird, bleibt abzuwarten. Diese Zielperspektive, dass jede gewollte Veränderung den Armen nützen muss, auf europäischer Ebene immer wieder einzubringen, ist bleibende Aufgabe gerade auch der Kirchen.

Im Zoom: Konkurrenz

Aus den vielen Teilaspekten, die der Skandal der Armut und der ungerechten Verteilung der Güter dieser Welt hat, möchte ich das Stichwort Konkurrenz herauszoomen. Es bezeichnet einen der grundlegenden Mechanismen, der (angeblich) unsere derzeit noch geltende Art des Wirtschaftens im Kern antreibt und zugleich von ihr in uns Menschen gefördert wird. Dass Millionen Menschen arm sind in ungerechten Verhältnissen, hat auch damit zu tun, dass wir unsere wirtschaftlichen Kontakte auf Konkurrenz aufbauen anstatt auf Solidarität. Wer die Welt und immer mehr Bereiche des Lebens als Markt ansieht, in dem Anbieter miteinander konkurrenzieren, rechnet damit, dass einige unter die Räder kommen und nicht für alle genug da ist.

Konkurrenz, so ist oft zu hören, sei das, was Menschen zur Leistung motiviert. Und weil Wirtschaft nur Gewinne bringt, wenn viel geleistet wird, hat Konkurrenz Konjunktur. So werden gemeinnützige Unternehmen immer mehr privatwirtschaftlichen Konkurrenzmechanismen unterworfen und wird Konkurrenz auch innerhalb von Unternehmen gefördert. Die Leis-

tungsanreize bestehen dabei fast ausschließlich aus mehr Geld.

Was vielleicht auch ein durchaus reizvoller sportlicher Wettkampf sein könnte, geht in den meisten Fällen und unter den Bedingungen des Marktes oft nicht mit Fairness einher, sondern ist tendenziell auf die Deklassierung und Vernichtung des Gegners ausgerichtet. Also strengen wir uns an und versuchen in allen Lebensbereichen unser Bestes zu geben. Denn es sind ja angeblich nur die Besten gut genug und nur die Harten kommen durch.

Die Idee, Konkurrenz und Kampf wären im Menschen grundgelegt, würden uns zutiefst ausmachen, ist dabei so neu nicht. Schon Thomas Hobbes (1588-1679) war der Meinung, der Mensch wäre des Menschen Wolf⁴ und die Zivilisation dafür nötig, uns zu zügeln und so ge-
deihliches Zusammenleben zu ermöglichen. Da wir das scheinbar zu gut gemacht haben und dabei wirtschaftlich unrentabel geworden sind,

»tendenziell Deklassierung und Vernichtung des Gegners«

wird die Zivilisation gegenseitiger Rücksichtnahme neuerlich wieder zurückgefahren und unsere Lust, einander auszustechen, genutzt, um Geld in die Kassen zu bringen.

Für die Konkurrenz ist es nun offenbar gut, wenn es Arme gibt – denn nicht nur die Bilder vom Luxus der Superreichen motivieren zur Anstrengung im Konkurrenzkampf. Auch der drohende soziale Abstieg eignet sich als Motivation dafür, noch mehr die Ellbogen einzusetzen.

Das christliche Menschen- und Gesellschaftsbild, das Sinn nicht mit Gewinn gleichsetzt, stellt alternative Modelle von Leben und Zusammenleben zur Verfügung. Es sieht Kooperation als mindestens ebenso grundlegend menschlich an wie das Konkurrieren und er-

kennt im Füreinander-Dasein den Weg, der zu Glück und Sinn führt. Das im eigenen Bereich gut (noch besser) vorzuleben, sind die Kirchen herausgefordert. Das wird auch ihre nötige Kritik an den negativen Mechanismen der Konkurrenz noch glaubwürdiger machen.

Ich bin vor kurzem einem jungen Mann begegnet, der als Werbegraphiker dabei war, Karriere zu machen, aber umgesattelt hat und Altenpfleger wurde – das bringt ihm zwar weniger Gehalt, aber mehr Sinn. Von Glauben oder Kirche war in unserem Gespräch nicht die Rede. Finden solche Menschen, die in verschiedenen Formen alternative Lebensmodelle entwickeln, schon genug Unterstützung in den Kirchen? Sie

»Füreinander-Dasein als Weg, der zu Glück und Sinn führt«

verdienten noch viel mehr an Offenheit und Hilfestellung vonseiten der Kirchen. Ein Freund von mir, der Arbeiter- und Armenseelsorger in einer strukturschwachen Gegend ist, sagt, dass er sich als einer, der tatsächlich mit Armen zu tun hat, in seiner Kirche nach wie vor als Ausnahmeerscheinung und Exot vorkommt. Er ist oft der Einzige, der konkrete Erfahrungen aus der Welt der Armen in die Gremien einzubringen vermag. Die Armen und ihre Sichtweisen wirklich zu berücksichtigen, haben wir wohl in allen Kirchen – in Synoden, Presbyterien, Pfarrgemeinderäten, Bischofskonferenzen ... – beständigen Nachholbedarf.

Das Ökumenische Sozialwort des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich hat 2003 aus einem christlichen Menschenbild der Bezogenheit heraus Wegweisung gegeben und Selbstverpflichtungen der Kirchen formuliert. In allen Kirchen gibt es starke Zeugen und Zeuginnen für ein Leben in Gemeinschaft statt Konkurrenz ebenso wie für ein Leben in Solidarität mit den Armen. Dass genau diese ZeugInnen eine

oft auch unangenehme Herausforderung für ihre MitchristInnen sind, sei aber nicht verschwiegen. Die praktische Umsetzung der Option für die Armen lässt immer noch zu wünschen übrig.

Und folgt nicht auch die derzeit oft beschworene »Ökumene der Profile« dem Paradigma der Konkurrenz? Steckt hinter ihr nicht –

»konkrete Erfahrungen aus der Welt der Armen«

uneingestanden – auch die verschärfte Konkurrenzsituation, in der die Kirchen in Europa einander auf einem kleiner werdenden Markt religiös Interessierter gegenüberstehen und um die weniger werdenden potenziellen Kunden, Mitglieder und KirchensteuerzahlerInnen ebenso konkurrieren wie um die Präsenz in den Medien?

Welches Beispiel geben die Kirchen damit? Schleicht sich da nicht doch in die gut gewachsene Ökumene eine Profilierungstendenz ein, die unter Marktbedingungen fast unausweichlich auf Kosten der »Mitbewerber« geht? Sind wir da nicht zuweilen wieder bei dem, was der evangelische Theologe Ernst Troeltsch schon 1910 – damals mit Blick auf so manche theolo-

»Kinderzank im brennenden Haus«

gische Auseinandersetzung angesichts der Aufgabe der Neuartikulation des Christentums unter den Bedingungen der Säkularität – als »Kinderzank im brennenden Haus« bezeichnete?⁵

Zugleich setzen die Kirchen durch gemeinsame Schritte wie etwa die Charta oekumenica (2001) starke Zeichen dafür, dass klare Identitäten und ehrliche Zusammenarbeit einander nicht zu stören brauchen. Wenn die Ökumene der Konvergenzen die Vergangenheit war und die Ökumene der Profile die Gegenwart ist – wie

wäre es in der Zukunft mit einer Ökumene der Solidarität, in der Kirchen einander lieber zu Hilfe kommen, als aus der Schwäche der anderen einen Vorteil zu ziehen? In der Konsequenz unseres Glaubens an einen, der eine radikale Proexistenz lebte, sind wir jedenfalls beständig herausgefordert, das Heil der Menschen – von ihrem materiellen Überleben angefangen – allem anderen voranzustellen.

Nicht nur aus pragmatischen Gründen und sogar nicht nur, damit die soziale Botschaft des Christentums, über die sich die Kirchen ja weitgehend einig sind, bessere Chancen hat, gehört zu werden, sollten die Kirchen noch mehr und enger zusammenarbeiten, sondern auch, um glaubwürdiger zu bezeugen, dass Solidarität sich als Weg zum guten Leben aller besser eignet als der Konkurrenzkampf.

Kultur der Freiheit

Eine zweite große Herausforderung, die ich für die Kirchen in Europa sehe, ist die auf dem Boden der Moderne gewachsene Kultur der Freiheit. Sich in sie zu inkulturieren ist für alle Kirchen nicht so leicht. Weder für die, die sich seit 200 Jahren und länger mit den bürgerlichen Ansprüchen auf Freiheit auseinandersetzen, noch für die, die seit 20 Jahren in einer Art Schockverfahren mit der Freiheitskultur in ihrer kapitalistischen Überformung konfrontiert werden. Im Binnenraum der Kirchen sind insbesondere die Fragen der Geschlechterrollen wie die der sexuellen Orientierung zu Zankäpfeln geworden, auch Fragen der Familienplanung und der Bioethik. Neben theologischen und kulturellen Themen geht es in solchen Diskussionen wohl auch um die Kränkung, die es für manche bedeutet, den Einfluss auf das Verhalten der Menschen weitgehend verloren zu haben.

Ein freier Bürger, eine freie Bürgerin im Europa des 21. Jahrhunderts lässt sich von keiner Kirche mehr etwas befehlen. Das Problem für das moderne Freiheitsbewusstsein ist dabei weniger, dass es überhaupt Regeln und Normen gibt, die in der Kirche gelten bzw. mit einem Leben aus dem Glauben verbunden sind. Das Problem beginnt eher dort, wo die Einzelnen den Eindruck haben, dass sie von einer Obrigkeit zu etwas gedrängt werden, was sie nicht vertreten wollen oder können. Menschen stellen heute den Anspruch, dass nichts für sie bindend sein kann, was vor dem Forum der eigenen Überzeugungen nicht standhält – das eigene Gewis-

»Brüche zwischen der Kultur Europas und manchen kirchlichen Lebensregeln«

sen ist ihnen die entscheidende ethische Instanz. Dass Menschen in vielen Fällen Dinge tun, die sie bei genauerem Hinsehen selbst für falsch halten würden, oder dass sie sehr oft sich einfach treiben lassen und oberflächlich ihre Überzeugungen mit dem neuesten gut beworbenen Modetrend oder den gekonnt platzierten Sätzen von Politiken verwechseln, hebt diesen Anspruch auf selbst verantwortete Entscheidungen nicht auf.

Die Brüche zwischen der von der Mehrheit getragenen Kultur Europas und manchen kirchlichen Lebensregeln sind auf breiter Basis kaum mehr zu schließen, erst recht nicht durch apodiktische Aussagen. Schon kleine Kinder brauchen heute mehr an Begründung als »das tut man nicht«. VertreterInnen aller Kirchen müssen sich also noch mehr in den Diskurs begeben – nach innen wie nach außen – und gerade in der Ethik auf der Höhe der wissenschaftlichen und philosophischen Diskussion argumentieren.

Zugleich ist genau zu überlegen und redlich wie intellektuell niveauvoll zu reflektieren, wel-

che Überzeugungen wir als Kirchen tatsächlich dem gängigen Bewusstsein auch entgegenstellen. Denn klarerweise ist auch das notwendig, beschreibt doch Freiheit alleine noch nicht in genügender Weise das, worum es in einem guten Leben geht. Was spätmodern als Freiheit und Autonomie firmiert, ist zuweilen bloße Beziehungslosigkeit bzw. ein Ausdruck der Unbe-

»Lernorte einer Freiheit und Verantwortung in Bezogenheit«

haustheit vieler Menschen, denen es an verlässlichen Beziehungen und so auch an einem Sinn für die grundlegende Bezogenheit menschlichen Daseins mangelt. So wird dann etwa bei Fragen der Medizinethik (z.B. Sterbehilfe oder Pränataldiagnose etc.) in verkürzter Weise mit »Autonomie« argumentiert – ohne zu beachten, dass jede Freiheit bedingt ist durch das Gewebe der menschlichen Angelegenheiten (Hannah Arendt)⁶, in das wir schon hineingeboren werden. In dieses Gewebe von Beziehungen beizuteilen zu investieren und gute Beziehungen zu leben, das gelingt vielen Menschen nicht, und generell werden auch die gesellschaftlich dafür eröffneten Möglichkeiten eher weniger als mehr.

Kirchen sind von ihrem Auftrag und ihrem Bestreben her Lernorte guter, verlässlicher, versöhnter Beziehungen, Lernorte einer Freiheit und Verantwortung in Bezogenheit. Verwirklichen und kommunizieren wir das in einer Weise, die für heutige Menschen glaubwürdig und vertrauensbildend ist?

Im Zoom: Kommunikation

Der Aspekt, den ich näher heranzoomen möchte aus dem breiten Spektrum der Herausforderungen angesichts der modernen Freiheitskultur,

ist die Kommunikation. Sie scheint mir eine sehr große Herausforderung innerhalb der Kirchen, zwischen den Kirchen und zwischen Kirchen und Gesellschaft zu sein. Sie ist auch eine große Herausforderung von Mensch zu Mensch. Wir sind Wesen der Kommunikation. In Worten und Gesten, allein schon durch unsere Präsenz kommunizieren wir unausgesetzt miteinander – mit der Welt um uns, mit uns selbst, mit Gott. Und doch ist fraglich, ob wir einander und auch uns selbst überhaupt verstehen.

Soziologen, die gesellschaftliche Milieus untersuchen, Teile der Gesellschaft also, die sich durch ähnliche Überzeugungen und Alltagskulturen kennzeichnen, sagen, dass diese Milieus einander im Grunde nicht verstehen können, so unterschiedlich sind die kulturellen Codes. Ich habe neulich ein Lifestyle-Magazin durchgeblättert und war mir bei einigen Überschriften nicht sicher, ob da von Kleidung oder von Musik oder von Essen die Rede ist. Und wenn ich an die Frau in der Frauenberatungsstelle denke, die seit langem von der Sozialhilfe lebt, dann zweifle ich, ob ich überhaupt in der Lage bin zu erfassen, was Leben, was Hoffnung, was Sinn für sie bedeutet.

»Bereitschaft, einander wirklich zuzuhören«

Die (römisch-katholische) Kirche kann sich laut der so genannten Sinus-Studie in Deutschland höchstens noch in drei von zehn Milieus einigermaßen verständlich machen.⁷

Für unseren Umgang miteinander kann das nur äußerste Aufmerksamkeit bedeuten und größte Bereitschaft, einander wirklich zuzuhören. Es kann nur bedeuten, die Kommunikation auf allen Ebenen enorm zu verstärken. Nichts lässt sich dekretieren, nichts ist selbstverständlich. Die Reste eines feudalistischen, herrscherlichen Gehabes sind ebenso zu überwinden

wie so mancher intellektuelle, gutbürgerliche Dünkel. Von den kirchlichen Pressemeldungen über Predigten und die innerinstitutionelle Kommunikation bis hin zum Serienbrief, den eine kirchliche Stelle einem Antragsteller schickt, müssten die kirchlichen Sprachformen überprüft werden.

Wir brauchen noch mehr offenen, wirklich nach gegenseitigem Verständnis und gemeinsamem Wachstum in der Wahrheit suchenden Dialog zwischen Kirchen und Politik, Kirchen und Wirtschaft, vor allem aber zwischen KirchenvertreterInnen und den konkreten Menschen. Wer hört hier wem wirklich zu? Gibt es genug Kirchenleute, die einem anderen Milieu als ihrem eigenen so nahe sind, dass sie diese anderen zumindest annäherungsweise verstehen können?

Auch hier gibt es bereits viele positive Beispiele. Nennen möchte ich die gerade von kirchlicher Seite betriebenen Projekte des Heilens der

»Heilsame Kommunikation beruht auf Wertschätzung.«

Erinnerung, also des ehrlichen Ringens um eine gemeinsame Sicht auf die Vergangenheit. Dabei sitzen oft Menschen an einem Tisch, die von Kindheit an gelernt hatten, die jeweils anderen als Täter anzusehen. Diese Gespräche gelingen, wenn und weil einander mit wohlwollender Neugier begegnet wird anstatt mit Verdacht oder Vorbehalt.⁸

Doch nicht nur im Blick auf belastete Vergangenheiten ist solche heilsame Kommunikation, die auf Wertschätzung beruht, nötig.⁹ Sie ist vielmehr innerhalb der in sich plural gewordenen Kirchen und ebenso in der Ökumene das Erkennungszeichen derer, die ihr Christsein auch über unterschiedliche Theologien und Spiritualitäten hinweg tief verbindet. Ehrliche Kommu-

nikation untereinander wurzelt letztlich wohl darin, dass wir gemeinsam mit Gott in Kommunikation sind. Wahrscheinlich gelingt Kommunikation in der Tiefe erst über diese »Vermittlungsinstanz«.

In einem Gebet des Franz von Assisi heißt es: »Gott, gib dass ich danach verlange zu verstehen, nicht dass ich verstanden werde.«¹⁰ In dieser Bitte liegt eine große Liebe zu den Menschen. Diese Liebe gilt es auch in Zukunft in Europa verständlich zu kommunizieren.

Spirituelle Völkerwanderung

Eine dritte große Herausforderung sehe ich in dem, was ich – zugegeben etwas unscharf – als »spirituelle Völkerwanderung« bezeichnen möchte. Wie nach dem Ende des römischen Reiches Völkerscharen unterwegs waren auf der Suche nach neuen Lebensmöglichkeiten, so ähnlich scheinen mir heute die Suchbewegungen vieler Menschen nach dem, was sie oft vage »die andere Dimension des Lebens« nennen und was der schillernde Begriff Spiritualität zu erfassen sucht. Diese Suchbewegungen gehen einher mit dem Ende einer lange bestimmenden Form des

»Sehnsucht nach einer Heimat«

Christentums in gesellschaftlich machtvollen Institutionen. In diesen Suchbewegungen findet sich viel Mobilität und wenig Bereitschaft, sich festzulegen – und doch immer wieder die Sehnsucht nach einer Heimat, nach Wurzeln, nach Tiefe, vor allem aber der Hunger nach Sinn, nach Geborgenheit, nach Glück.

In der Zeit der Völkerwanderung waren insbesondere die Klöster hervorragende Orte lebendigen Christentums. Über Jahrhunderte waren sie es dann, die Land urbar gemacht, Le-

bensraum geschaffen haben. Christentum lebt auch heute in überzeugenden Gemeinschaften, die Lebensraum schaffen für die Menschen in den Urwäldern unserer Zeit, die Inseln einer Zivilisation der Liebe errichten inmitten der lebensfeindlichen Gegenden, zu denen unsere Gesellschaften mitunter geworden sind. In den Aufbau solcher christlicher Lebensorte ist noch verstärkt zu investieren.

Im Zoom: Herberge

Um auch hier einen Aspekt noch kurz hervorzuheben, möchte ich für solche Orte das Modell der Herberge heranziehen.¹¹ Viele der heute suchenden Menschen sind zwar mit einer vagen Sehnsucht nach Heimat unterwegs, scheinen aber zunächst eher an kurzfristigen Herbergen interessiert zu sein: also an einem guten Platz, um auszuruhen, Nahrung und Stärkung zu finden, jemanden zum Reden, womöglich auch jemanden oder eine Gruppe, der man sich für die nächste Wegstrecke anschließen kann. Wer Herberge nimmt, will nicht zum Bleiben verpflichtet werden. Und ist doch froh, Herbergsväter und -mütter anzutreffen, die sich um der Wandernenden willen zur *stabilitas loci* entschieden haben. Wer Herberge gibt, nimmt einen Verzicht auf

»weiterziehen können und wiederkommen dürfen«

sich: Er/Sie wird selbst keine neuen Länder sehen, kann jedoch die Erfahrungen begrüßen, die die Wandernden mitbringen in all ihrer bunten Vielfalt.

Der Boom des Jakobsweges beschert neue direkte Erfahrungen mit Herbergen. In vielen Pilgerberichten kommen sie aber nicht besonders gut weg: Sie sind überlaufen, nicht immer sau-

ber; wegen der Schnarcher im Saal können die anderen nicht schlafen, es gibt zu wenige Toiletten. Wer es sich leisten kann und sich die Freiheit nimmt, die Pilgerregeln nicht ganz so ernst zu nehmen, übernachtet lieber in Pensionen oder Hotels.¹²

Die spirituell Suchenden unserer Tage haben oft kein so klares Ziel wie Santiago und gehen dennoch auf etwas zu. Ihnen Herberge zu bieten, ist eine der Herausforderungen für die Kirchen in Europa. Diese Menschen suchen Herbergen, die ansprechend sind, in denen sie willkommen geheißen werden, in denen genug Platz ist für unterschiedliche Bedürfnisse. Basisversorgung ist hier notwendig, die aber in guter Qualität. Dass sie gratis geleistet wird, sollte sie nicht zu billig aussehen lassen. Schön ist es, wenn die Beherbergten mit der Erfahrung von Wohlwollen – Gnade – weiterziehen könnten. Ohne festgehalten zu werden und doch in der Gewissheit, wiederkommen zu dürfen. Wer eines Tages bleibt, weiß dann genau warum – um der anderen PilgerInnen willen; als Zeugnis für die Heimat bei Gott.

Zuversicht

Nachdenken, aus neuen Perspektiven, über Gott, die Menschen, den Wert der Welt – und dementsprechend handeln: Wie in allen Zeiten liegt darin die Herausforderung für ChristInnen im Heute. Zusammenfassend möchte ich sie so ausdrücken: uns Menschen als Beziehungsweisen sehen, die bedürftig und aufeinander angewiesen und füreinander wirksam sind.¹³ Aus dieser Grundlage Leben gestalten und Gesellschaft aufbauen von den Ärmsten her, von denen, die am meisten der Zuwendung bedürfen. Gott erahnen als dynamische Einheit der Freiheit in Bezogenheit, sozusagen Kommunikation pur, über-

fließend auf uns Menschen zu, begierig, uns ins Gespräch zu verwickeln – miteinander und mit Ihm. Der Welt den Wert der Herberge geben, in der alle einen guten Platz haben und die gutes Leben für alle anstrebt und genau dadurch auf das Ziel des Weges verweist.

Vor geringeren Herausforderungen, denke ich, stehen wir nicht – aber auch vor keinen interessanteren. Und dass wir in all dem auch

schon ein wenig Übung haben – zumal in der Ökumene –, mag uns dafür Zuversicht geben.

Veronika Prüller-Jagenteufel, Dr. theol., ist Seelsorgerin und Pastoraltheologin. Sie ist Chefredakteurin von *DIAKONIA* und ehrenamtlich u.a. eine der zwei Nationalkoordinatorinnen des Ökumenischen Forums christlicher Frauen in Österreich.

¹ Der Artikel gibt in nur leichter Überarbeitung ein Referat wieder, das bei der Veranstaltung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Österreich (gem. mit der Katholischen Sozialakademie Österreichs und der Evangelischen Akademie Wien) anlässlich von Fünf Jahre Ökumenisches Sozialwort am 22.11.2008 in Wien gehalten wurde (siehe <http://www.sozialwort.at>).

² http://www.fao.org/worldfood_situation/wfs-home/en/

³ <http://www.aerzte-ohne-grenzen.at/site/global/>

⁴ Aus der Widmung des Werkes »Über den Bürger« (1642); geht auf ein Zitat des Römischen Komödiendichters Plautus (ca. 250–184 v.Chr.) zurück.

⁵ Zitiert nach Prof. Dr. Hans Joas, Universität Erfurt: http://www.fakultaetentag.de/kthf/download/Studientage/Studientagsdokumentation_Erfurt_2008.pdf

⁶ Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, Zürich/München ⁵2007, 226. Dieses Zitat und viele Anregungen zu diesem Abschnitt verdanke ich: Maria Katharina Moser, Bestimmtsein und

Bestimmen. Weibliches Handeln im Spannungsfeld von sozialen Bedingungen, Beziehungen und Liebe zur Freiheit, in: *Frauensozialwort 08 – Konsultation <Menschsein> bedürftig@wirksam.at – Frauenblicke auf die soziale Lage in Österreich fünf Jahre nach dem Ökumenischen Sozialwort der Kirchen*, Reader, Wien 2008, 13–17.

⁷ Milieuhandbuch »Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005«. Forschungsergebnisse von Sinus Sociovision, München 2006. Zur Diskussion dazu vgl. u.a.; Christian Bauer, *Gott im Milieu? Ein zweiter Blick auf die Sinus-Milieu-Studie*, in: *DIAKONIA 39* (2008) 123–129; sowie Michael N. Ebertz/Hans-Georg Hunstig (Hg.), *Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche*, Würzburg 2008.

⁸ Vgl. Projekte des »Healing of Memories« nach Charta oekumenica 3 (z.B. in Rumänien: www.healingofmemories.org); z.B. die Kontakte des Ökumenischen Rats der Kirchen in Österreich mit Tschechien (vgl. *Friedenswege durch Brunn. Christen und Juden in*

Geschichte und Gegenwart, Brno 2008), sowie das Forschungsprojekt der Stiftung Pro Oriente zur kirchlichen Union von Siebenbürgen: <http://www.pro-oriente.at>

⁹ Vgl. hierzu den Themenschwerpunkt »Wertschätzung« in: *DIAKONIA 40* (2009) Heft 1.

¹⁰ Vgl. das Gebet des Franz von Assisi: »Herr, mach mich zum Werkzeug deines Friedens.«

¹¹ Vgl. Veronika Prüller-Jagenteufel, *Beherbergen/Gastfreundschaft*, in: Maria Elisabeth Aigner/Anna Findl-Ludescher/Veronika Prüller-Jagenteufel, *Grundbegriffe der Pastoraltheologie*, München 2005, 25–26.

¹² Vgl. z.B. Hape Kerkeling, *Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg*, München 2007.

¹³ Vgl. den Titel der Konsultation *Frauensozialwort 08* (vgl. Anm. 6). Vgl. insbes. Michaela Moser, »Irgendwie sind wir alle SozialschmarotzerInnen«. *Bedürftigkeit als menschlicher Normalzustand und als Ausgangspunkt für eine erneuerte Politik des Sozialen*, Reader zum *Frauensozialwort 08* (Anm. 6), 18–28. Downloaden unter <http://www.sozialwort.at>